

Herbert Pachmann

Pfarrer sein

Ein Beruf und eine Berufung im Wandel



Vandenhoeck & Ruprecht



Herbert Pachmann

Pfarrer sein – Pfarrerin sein

Ein Beruf und eine Berufung im Wandel

Vandenhoeck & Ruprecht

Umschlagabbildung: Thomas Hirsch-Hüffel, Hamburg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-63023-5

ISBN 978-3-647-63023-6 (E-Book)

© 2011, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen /
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Oakville, CT, U. S. A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Hinweis zu § 52a UrhG: Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne vorherige schriftliche Einwilligung des Verlages öffentlich zugänglich gemacht werden. Dies gilt auch bei einer entsprechenden Nutzung für Lehr- und Unterrichtszwecke.
Printed in Germany.

Satz: textformart, Göttingen

Druck und Bindung: ☉ Hubert & Co., Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Vorwort	7
1 Nahe bei den Menschen	11
1.1 Ein sprechender Beruf	11
1.2 Pfarrer als Seelsorger	15
1.3 Pfarrer als Prediger	28
2 Nahe bei Gott	43
2.1 Von Gott reden	43
2.2 Mit Gott reden	47
2.3 Gottesdienst feiern	54
3 Die eigene Rolle	67
3.1 Nichts ist klar	67
3.2 Der Pfarrer ist anders	69
3.3 Als Grenzgänger unterwegs	72
3.4 Das Identitätsproblem	74
4 Amt und Ordination	85
4.1 Die Erwartungen und der Auftrag	85
4.2 Das evangelische Pfarramt	86
4.3 Allgemeines Priestertum	92
4.4 Die Ordination	94
5 Funktion und Person	99
5.1 Amt und Funktion	99
5.2 Amt und Person	104
6 Profile im Amtsverständnis der Moderne	117
6.1 Der geistliche Führer	118
6.2 Der Professionelle	122
6.3 Der Sakramentsverwalter	126

6.4	Der Theologe	132
6.5	Der Portier	137
7	Der öffentliche Auftritt	145
7.1	Kirche repräsentieren	145
7.2	Gottesdienst und Öffentlichkeit	148
7.3	Gottesdienst inszenieren	153
8	Die Gemeinde	165
8.1	Pfarrer für alle	165
8.2	Die Milieuperspektive	170
8.3	Marginalisierte Singles	173
8.4	Frauen und Männer glauben anders	175
8.5	Religiöser Markt neben der Kirche	180
8.6	Offenheit und Begrenzung	188
9	Leben im Pfarrhaus	193
9.1	Geistliche und bürgerliche Existenz	193
9.2	Das Pfarrhaus als bürgerliches Ideal	195
9.3	Die Frauen der Pfarrer	199
9.4	Der Pfarrer als Teilzeit-Hausmann	203
9.5	Offenes Haus oder soziale Isolation?	206
9.6	Vom Sinn der Residenzpflicht	207
10	Das Management	213
10.1	Zeit strukturieren	213
10.2	Gemeinde organisieren	220
10.3	Gemeinde leiten	226
10.4	Das Kreuz mit der Macht	237
10.5	Leistung und Qualität im Pfarramt	244
10.6	Qualitätssicherung in der Gemeinde	249
10.7	Vom <i>package-deal</i>	253
	Fazit: 12 Thesen	263
	Literaturnachweis	269

Vorwort

Pfarrer ist ein alter und immer noch attraktiver Beruf, ein Beruf, der die wechselnden Zeiten relativ stabil überdauert hat. Heute allerdings steht er vor neuen, modernen Anforderungen, denen er nicht ausweichen kann. Obwohl die Kernaufgaben seit der Reformation in erstaunlicher Kontinuität gelten, gibt es zahlreiche Gründe, über Tätigkeiten, Prioritäten und das Selbstverständnis der Pfarrer neu nachzudenken:

Entsprechend der Ausdifferenzierung in allen Bereichen der Gesellschaft haben sich auch die Aufgaben im Pfarramt erweitert, außerdem hat die Ordination von Frauen das Berufsbild facettenreicher gemacht. Die Frage nach den Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit, die für die moderne Berufswelt konstitutiv ist, hat mittlerweile auch die Pfarrer erreicht. Das Leben im Pfarrhaus ist vielschichtiger geworden, die Aufgaben der Verwaltung sind gewachsen, die Liste der Sitzungen und Tagungen ist länger geworden. Zudem haben die Zunahme an Funktionspfarrstellen sowie die Einrichtung von Teilzeitstellen das Berufsbild verändert.

Insgesamt ist die kirchliche Praxis pluraler und oft auch diffuser geworden. Die gesellschaftliche Indifferenz in Bezug auf Kirche nimmt noch zu. Damit wächst die Unkenntnis über wesentliche Elemente des Glaubens. Die kirchlichen Bindungen sind allgemein lockerer geworden. Hinzu kommt die demografische Entwicklung der Gesellschaft mit steigender Lebenserwartung und sinkender Geburtenrate, die zu einem Rückgang der finanziellen und personellen Ressourcen in der Kirche führt. Die fetten Jahre sind vorbei.

All diese Veränderungen wirken sich auf das Berufsverständnis der Pfarrer aus. Innerhalb der Kirche sind sie immer noch die einflussreichste und verlässlichste Berufsgruppe. Für viele Menschen wird ihr Verhältnis zur Kirche vorwiegend über die Wahrnehmung des jeweiligen Pfarrers gesteuert. Gleichzei-

tig ist das Profil des Pfarramtes unklarer geworden, denn die alten Rollenmuster sind ins Wanken geraten.

Genug Stoff also für eine Standortbestimmung. Grund genug auch für eine Selbstvergewisserung des Pfarrers – derer, die es sind, wie jener, die erwägen oder schon anstreben, es zu werden.

In zehn Kapiteln sollen *Signaturen* im Wandel des Pfarrberufs herausgearbeitet und erkennbar gemacht werden. Dabei geht es zunächst darum, die gegenwärtige Diskussion zu ordnen und für die Praxis lesbar zu machen. So hinterfrage ich *Handlungsfelder des Pfarrberufs* und versuche sie mit ihrer jeweiligen Problematik darzustellen.

Dazu habe ich einerseits die *pastoraltheologischen Diskussionen* rund um das Pfarramt verfolgt und zitiere diese ausführlich, vor allem aber eigene Wahrnehmungen geordnet und meine persönlichen Erfahrungen von 30 Jahren im Gemeindepfarramt ins Spiel gebracht.

Die Kapitel sind zwar nummeriert, stehen aber jeweils für sich und lassen sich in beliebiger Reihenfolge lesen. Da es sich um eher essayistisch dargestellte Überlegungen handelt, ließen sich einzelne Wiederholungen in jeweils anderem Zusammenhang nicht vermeiden.

Nicht berücksichtigen konnte ich die spezifische Situation von *Frauen im Pfarramt*. Zum einen fehlt mir dafür ausreichend Erfahrung, zum anderen bin ich ein Mann. Dieses Kapitel müsste von einer Frau geschrieben werden.

Statt der unterschiedlich gebräuchlichen Bezeichnungen für die Behörden in der Kirchengemeinde – Kirchenvorsteher-schaft, Kirchenpflege, Kirchenstand oder Kirchengemeinderat – verwende ich durchgehend den Begriff „Kirchenvorstand“.

Das Buch richtet sich in erster Linie an meine *Kolleginnen und Kollegen im Pfarramt*. Vielleicht kann es auch jene erreichen, die sich im Vikariat auf ihr Amt vorbereiten. Es soll anregen und Impulse liefern, um sich in Pfarrkapiteln oder zu anderen Anlässen über ein zeitgemäßes Amtsverständnis zu verständigen.

Geschrieben ist es auch für die Mitglieder im *Kirchenvorstand* und alle *kirchlichen Mitarbeiter*, damit sie ihre Pfarrer

besser verstehen lernen. Insgesamt wohl ein Buch für alle, die in unserer Kirche Verantwortung übernehmen und an einer Gemeindeentwicklung interessiert sind.

So hoffe ich, dass der Diskurs über den Wandel im Pfarrberuf intensiver geführt wird und dem Ganzen der Kirche, vor allem aber den Kirchgemeinden und ihren Menschen dient.

Herbert Pachmann
am 1. Advent 2010

1 Nahe bei den Menschen

Es ist schön, Pfarrer oder Pfarrerin zu sein. Man ist bei den Menschen, darf an ihrem Leben teilnehmen und sie begleiten. Wer als Pfarrer in einem Dorf nicht bei jeder Familie einmal im Stall gestanden und dann in der Küche den gemeinsamen Kaffee getrunken hat, weiß nicht, was Nähe ist.

Und wer als Stadtpfarrerin nicht Gast in fremden Häusern war und die vielen Geschichten von den Zumutungen des Lebens gehört hat, ist nicht am Puls der Zeit.

Immer wieder neu staune ich darüber, wie viel Vorschuss an Vertrauen mir die Menschen entgegenbringen, aus dem einzigen Grund, weil ich Pfarrer bin.

Ich kenne keinen anderen Beruf, bei dem man so nahe am Leben und so intensiv im Dialog über dieses Leben und das Sterben ist. Der Pfarrberuf bietet die Möglichkeit, Wesentliches in einer Vielfalt und Tiefe erfahren und ausdrücken zu können, die ihresgleichen sucht.

1.1 Ein sprechender Beruf

„Der Pfarrer arbeitet nicht, er redet nur.“ Ein etwas abgestandener, aber populärer Kalauer. Ja, der Pfarrer übt einen sprechenden Beruf aus. Er ist bei den Menschen vor allem mit seinem Wort – mit dem gepredigten und dem seelsorglichen, dem deutenden, visionären und manchmal heilenden Wort.

Auch in Unterricht und Erwachsenenbildung, bei Kasualien und selbst beim Kirchenkaffee tritt die Pfarrerin als Sprechende in Erscheinung. Die Kommunikation des Evangeliums, die ihren Auftrag ausmacht, geschieht weithin über das Wort. Auch

wenn wir Symbole gebrauchen und Rituale begehen, sind diese auf das deutende Wort angewiesen. Der Pfarrer ist ein Mann des Wortes. Die Pfarrerin ist eine Frau des Wortes.

In einer Zeit, in der Worte uns überfluten und zu einer Inflation des Wortes geführt hat, versteht sich der Pfarrer noch immer als Diener am Wort, „Verbi divini minister“, wie er in der reformierten Schweiz ehrenhaft bezeichnet wird. Diener des göttlichen Wortes. Sein Einfluss und seine Überzeugungskraft beruhen vor allem auf der Macht seiner Rede, einer Rede allerdings, in der er eine höhere Instanz zu vertreten hat. Darum ist es ein fremdes und bisweilen befremdliches Wort, das er zu sagen hat. Es ist nicht von dieser Welt, sondern aus der Wirklichkeit Gottes.

Der Pfarrer, die Pfarrerin hat also von dem zu reden, was die handgreifliche Welt übersteigt. Das ist eine faszinierende und anspruchsvolle Aufgabe. Was dieses Wort freilich bewirkt, ist seiner bzw. ihrer Machbarkeit weithin entzogen.

Allenfalls können sie wahrnehmen, was die Worte der Vorgänger unter den Menschen bewirkt haben. Ebenso können sie die Hoffnung haben, dass ihre Nachfolger wahrnehmen, was ihr jetziges Wort bewirkt.

Den direkten und schnellen Erfolg jedenfalls kennt der Pfarrer bzw. die Pfarrerin nicht, und wenn er doch eintritt, dann gehört er zu den seltenen Glücksmomenten. Damit muss der Pfarrer leben können. Er spricht auf Zukunft hin und versteht sich darin in der Perspektive der biblischen Schriften. Er redet, wie all die Propheten und Prediger vor ihm, in der Zuversicht, dass das Wort Gottes nicht leer zurückkehren wird:

Denn wie der Regen und der Schnee herabkommen vom Himmel und nicht dorthin zurückkehren, sondern die Erde tränken und sie fruchtbar machen und sie zum Sprießen bringen und Samen geben dem, der sät, und Brot dem, der isst, so ist mein Wort, das aus meinem Mund hervorgeht: Nicht ohne Erfolg kehrt es zu mir zurück, sondern es vollbringt, was mir gefällt, und lässt gelingen, wozu ich es gesandt. (Jes 55,10f.)

Bis in die frühen Jahrzehnte des letzten Jahrhunderts galten die Theologen als Meister der Rede. Inzwischen haben sie professionelle Konkurrenz bekommen.

Seit der Reformationszeit ist der Anteil verbal zentrierter Berufe in der Gesellschaft erheblich gestiegen. Was einst zur Besonderheit des Pfarrers gehörte, dass er professionelle Praxis der Sprache betreibt, ist inzwischen zum Charakteristikum auch anderer Gruppen geworden. Die Ausbildung eines breit gefächerten Schulsystems, die Entwicklung psychotherapeutischer Heilverfahren und die Professionalisierung der schriftstellerischen Tätigkeit hat es mit sich gebracht, dass der Pfarrer nicht mehr der einzige Arbeiter mit der Sprache ist. Von diesen Kollegen am Wort kann er sich bei der Durchführung der eigenen Aufgaben anregen lassen. Er sieht sich durch sie aber auch, speziell was Wirkung und Ziel seines Redens in der Gesellschaft betrifft, in eine Konkurrenzsituation gestellt.¹

Im öffentlichen Leben sind es die Fernsehmoderatoren, Politiker, Schriftsteller, Vortragsredner aus allen Wissenschaften und Bereichen, Psychologen und Soziologen, Lebensberater, Werbefachleute und Talk-Master. Sie alle verstehen sich darauf, professionell zu kommunizieren und das Leben zu deuten. Zudem haben sie die Macht der Bilder auf ihrer Seite. Das ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil, denn in unserem visuellen Zeitalter werden Botschaften zunehmend über Bilder aufgenommen. Bilder sind schneller fassbar als das gesprochene Wort, sie können fast unmittelbar Emotionen auslösen und ersparen die oft mühevollen Reflexion.

Die evangelische Pfarrerin jedoch hat, bis auf wenige Symbole und Rituale, nur das Medium des Wortes zur Verfügung. Das ist ihre Not und zugleich ihre Chance. Wie kann sie ihre Botschaft hörbar machen und die Menschen mit dem fremden Wort berühren? Ich halte das für die größte Herausforderung im Pfarrberuf.

Manfred Josuttis hat darauf aufmerksam gemacht, dass das Reden des Pfarrers nicht nur angesichts der professionel-

1 Manfred Josuttis, *Der Pfarrer ist anders*, 91.

len Konkurrenz zur Zumutung werden kann, sondern dass er aus sehr persönlichen Gründen bisweilen lieber schweigen würde.

Die Glocken läuten zum Gottesdienst, und er muss predigen, auch wenn er angesichts eigener Glaubensprobleme viel lieber schweigen möchte. Die Trauung ist angesetzt, von erfahrener Liebe und erhofftem Glück ist zu reden, auch wenn man kurz vorher an einem Grabe gestanden hat. Ein Seelsorgegespräch findet statt, auch wenn der Pfarrer von Konflikten aus dem eigenen Familienkreis überschwemmt wird. Sicher sind solche Zwänge, die Gottesdienstordnung und Terminkalender enthalten, nicht nur in seinem Beruf anzutreffen. Auch liegt darin für den Betroffenen immer die Chance, durch einen Anstoß von außen aus dem eigenen engen Problemfeld herausgeführt zu werden. Dennoch kann die Erfahrung, zum Reden gezwungen zu sein, für den Theologen makaber werden. Mindestens unbewusst wird der Bruch zwischen Wort und Person die Kommunikation mit dem Pfarrer beeinflussen. Gegenüber dem Wort wie dem Hörer, die ihn zum Reden zwingen, kann der Pfarrer unterschwellig Aggressionen entwickeln. Und vor sich selbst kann er so zum Zyniker werden, weil er sich seinem eigenen Empfinden nach durch andere vergewaltigen lässt.²

Josuttis hat diesen Einwand Anfang der 80er Jahre formuliert, in einer Zeit, als die Pfarrer sehr mit ihrer Befindlichkeit beschäftigt waren. Als Problemanzeige behält sein Votum allerdings auch heute Gültigkeit. Dennoch gehört es zur Profession des Pfarrers, zu reden. Die Gemeinde erwartet, dass er sich auch unabhängig von seiner Befindlichkeit darauf einzustellen in der Lage ist.

Eine andere Frage hingegen wird Pfarrer und Pfarrerrinnen immer wieder in ernsthafte Konflikte führen: Müssen sie in ihrem Reden auf die Bedürfnisse der Gemeindeglieder eingehen und wenn ja, wie weit, oder sollen sie den eigenen theologischen Überzeugungen folgen? Zugespitzt formuliert:

2 A. a. O., 100.

Sollen sie die Menschen mit dem bedienen, was diese jeweils wünschen oder mit der Botschaft, die sie jeweils brauchen? Das wäre häufig etwas anderes.

Kann ich als Pfarrer überhaupt entscheiden, was die Menschen jeweils brauchen? Von einem professionellen Theologen wird man das erwarten dürfen, auch wenn die Frage offenbleibt, ob ihm die Gemeinde darin folgen wird. Andererseits gebietet ihm sein seelsorglicher Auftrag, nahe bei den Menschen zu sein.

1.2 Pfarrer als Seelsorger

Im kollektiven Bewusstsein der Menschen gehört die Seelsorge zum Kernauftrag eines Pfarrers bzw. einer Pfarrerin. Auch Kirchenferne sind sich einig: Ein guter Pfarrer soll ein guter Seelsorger sein. Er soll nahe bei den Menschen sein und für ihre Seele sorgen. Eine schöne Vorstellung!

Ob dieses Bild der Realität entspricht, ist allerdings fraglich geworden. Im Selbstverständnis der Kirche ist zwar die Seelsorge nach wie vor ein zentrales Handlungsfeld.

Was allerdings Seelsorge präzise umfasst, welches Setting ein seelsorgerliches Gespräch benötigt, welchen Charakter Seelsorge hat und welche Ziele sie verfolgt, ist wesentlich weniger klar. Die Vorstellungen sind meist so: Zeit für Menschen, Zuwendung bei Bedarf, intensive Gespräche, Hilfe in Krisensituationen, Beratung in Lebensfragen. Aber: Im Gegensatz zu Gottesdienst und Unterricht hat Seelsorge keinen klar umrissenen institutionellen Rahmen. Sie ist daher flexibler, situationsabhängiger und muss sich veränderten gesellschaftlichen und kirchlichen Bedingungen stärker anpassen.³

Zu diesen veränderten Bedingungen gehört die Tatsache, dass die Seelsorge der Pfarrer und Pfarrerrinnen heute durch die

3 Uta Pohl, in Handbuch Praktische Theologie, 675.

Spezialpfarrämter, vor allem aber durch die wachsende außerkirchliche Konkurrenz an Bedeutung verliert.

Die Gemeindepfarrer sehen sich mit der Tatsache konfrontiert, dass ihre Seelsorgeangebote mehrheitlich ignoriert werden, während der Spezialist für psychologische und soziale Beratung, sein Kollege und Amtsbruder, mit Anfragen geradezu überschwemmt wird. Mit dem Angebot von psychologischen Beratern und anderen Spezialisten wird demnach vor allem die Identität des Generalisten in Frage gestellt.⁴

Damit sieht sich der Pfarrer, die Pfarrerin mit einer Konkurrenz konfrontiert, die ihnen einen Teil ihrer traditionellen Rolle und Aufgaben entzieht und damit den Bereich ihrer Kompetenzen begrenzt.

Hinzu kommt, dass die Seelsorger gezwungen sind, sich in einem gesellschaftlichen Umfeld zu profilieren, das von einem immer schneller wechselnden Zeitgeist bestimmt wird. Zurzeit erleben wir unter dem Etikett „Body and Soul“ einen Boom spiritueller und gesundheitsorientierter Angebote, der alles aufzusaugen scheint: Gesundheit, Ernährung, Psychohygiene und Glücksverheißungen werden mit „spirituellen“ Deutungsangeboten beworben. Medizinische und religiöse Argumente für die eine oder andere therapeutische Anwendung lassen sich kaum voneinander unterscheiden.

Für die Pfarrer müssen solche Entwicklungen irritierend und schmerzhaft sein. Schließlich sind sie für die Seelsorge ausgebildet und erwarten, dass man etwas von ihnen erwartet. Sie halten sich im Alltag Zeitfenster für die Seelsorge frei und haben vom Berufsverständnis und den Ansprüchen an das Pfarramt permanent in Bereitschaft zu sein. Darum ist der Umstand, immer weniger gefragt zu sein, auch eine Demütigung.

Ob also im veränderten gesellschaftlichen Umfeld die Seelsorge des Gemeindepfarrers tatsächlich noch ein zentrales Feld seiner Praxis darstellt, lässt sich nicht mehr eindeutig beantworten. Im kirchlichen Kontext wird diese Frage allerdings

4 Pierre Dubied, Die Krise des Pfarramts als Chance der Kirche, 84.

tabuisiert, so als dürfe man um keinen Preis an alten Bastionen rütteln.

Und doch handelt es sich um eine höchst relevante Frage, sowohl im Blick auf das kirchliche Handeln insgesamt, als auch für das Selbstverständnis der Pfarrer und Pfarrerrinnen. Ich halte es für dringend nötig, unter der Pfarrerschaft einen Diskurs darüber zu führen, wodurch ein seelsorgliches von einem psychologisch-therapeutischen Gespräch zu unterscheiden ist. Muss ein seelsorgliches Gespräch per se die religiöse Dimension erkennbar machen oder kann auch ein beiläufiger Small Talk die Qualität von Seelsorge erreichen? Wo und wie findet heute Seelsorge tatsächlich statt?

Nach meiner Erfahrung ist die Konstellation, dass sich ein Mensch spontan oder nach Anmeldung zum Pfarrer begibt, um Rat, Beistand oder Hilfe zu suchen, selten geworden, mit Ausnahme von sozialen Härtefällen, bei denen es vorwiegend um finanzielle Unterstützung geht. Auch die seelsorglichen Möglichkeiten bei Kasualgesprächen werden häufig überschätzt, denn vielfach wird „nur“ noch der kirchliche, das heißt in erster Linie rituelle Service gewünscht, ohne weiteres Wenn und Aber. Hingegen haben andere Formen an Bedeutung gewonnen: das zufällige Gespräch in der Einkaufshalle, auf der Straße oder an jedem öffentlichen Ort, der Hausbesuch sowie eine Seelsorge an den Urlaubs- und Freizeitornten. Gerade die Freizeit- und Übergangsorte fördern eine stärkere Offenheit für grundlegende Lebens- und Glaubensfragen und bieten zugleich die gewünschte Distanz. Damit machen sie niederschwellige Angebote im Urlaub, bei Kuraufenthalten, auf Bahnhöfen und Flughäfen oder in den offenen City-Kirchen möglich.

Allerdings sollten Pfarrerrinnen und Pfarrer prinzipiell als geistliche Figuren erkennbar und ansprechbar sein, so wie Ärzte, Lehrer und Richter in Bezug auf die jeweils von ihnen repräsentierte Sachthematik auch. Gemeindeglieder sollten sicher erwarten können, dass sie mit ihren Pfarrerrinnen und Pfarrern über ihre Ängste und Unsicherheiten, über das Altwerden und Sterben, über die Frage nach Gott und dem Leid reden können, dass sie dabei mit ihren Fragen ernst genommen werden, dass

für sie gebetet wird und sie sich bei alledem auf die Integrität und Verschwiegenheit ihrer Pfarrerin bzw. ihres Pfarrers verlassen können.⁵

Dass Seelsorge nicht die face-to-face Situation, ja nicht einmal das Gespräch voraussetzt, zeigen heute die medialen, durchaus erfolgreichen Angebote wie Telefon-, Internet- oder SMS-Seelsorge. Das Attraktive daran:

Man kann auf einfache, schnelle und niederschwellige Weise Seelsorger kontaktieren und dabei die Distanz wahren, die für viele zur Voraussetzung geworden ist.

Gerade das Internet wird zum Medium moderner Seelsorge. Selbst seine Sünden kann man dort bekennen.

Dazu läuten Glocken und eine metallene Stimme tönt mit der religiösen Formel „Im Namen des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes. Amen.“ Wer seine Missetaten in das leere Textfeld einträgt, den Vorsatz zur Besserung und die Reue mit einem Häkchen versieht sowie die Botschaft abschickt, erhält als Antwort den Text des Vaterunsers.

Im Internet kann man nicht nur anonym beichten, sondern vor allem die Beichten und Sünden anderer lesen. Auch der virtuelle Kirchgang wird attraktiv, kann man doch die Online-Gemeinde auch um Gebete fürs eigene Seelenheil bitten. Solche Entwicklungen lassen fragen, ob der nicht spezialisierte Gemeindepfarrer als Seelsorger wirklich noch gebraucht wird.

Ich halte nach wie vor den persönlichen Kontakt und die persönliche Seelsorge für das stärkste Argument bzw. die stärkste Antwort der Pfarrerschaft auf die oben genannten Entwicklungen. Gerade weil es in der Seelsorge um die sensible und anspruchsvolle Aufgabe geht, Lebenssituationen und -schicksale zu deuten, wobei die Kunst des Deutens sich meist auf gebrochenes Leben bezieht, ist der persönliche Kontakt, bei dem man

5 Isolde Karle, Der Pfarrberuf als Profession, 223.

sich einander auch aussetzt, kaum ersetzbar. Allerdings steht der Seelsorger vor der Frage, vor welchem Horizont oder in welchem Rahmen seine Interpretation geschehen soll.

Fulbert Steffensky hat das Problem solchen Deutens am Beispiel von Krankheit reflektiert:

Um leben zu können, muss man eine Interpretation des Lebens haben. Die Lebensinterpretationen beginnen aber längst vor den ausdrücklichen Sätzen, die über die Krankheit und ihren Sinn zu sagen sind. Kann es noch einmal eine Sprache geben, die von vielen gesprochen wird, die das zerstückelte Leben zusammenbringt und in der Geschichten vom guten Ausgang des Lebens verheißungsvoll aufbewahrt sind?⁶

Was mich trifft, womit ich zu arbeiten habe, woran ich zu kämpfen habe, ist nicht nur das, was es ist. Es ist auch immer das, was ich in es hineinlese. Die Objektivität ist das Rohmaterial, das bearbeitet werden will. Sie verändert sich durch die Lesart, die ich ihr gebe.⁷

Gerade in der Krankheit „beginnt die Arbeit, von unserer punktuellen Existenz wegzukommen, uns selber wieder in Zusammenhänge zu bringen, die einsichtig und sinnvoll sind. Wir deuten uns in unserer Krankheit, und unsere Umgebung deutet unsere Krankheit, denn auch sie ist von ihr bedroht.“⁸

Da setzt die Arbeit der Seelsorger ein. Kann er oder sie Zusammenhänge und Perspektiven aufzeigen? Alte Gesellschaften hatten ihre Worte, Sakramente und Rituale, die den Kranken in den Zusammenhang mit einem Ganzen brachten. Uns scheinen diese Möglichkeiten zu fehlen, denn wir sind aufgeklärt und ernüchtert. Oder doch nicht? In jedem Fall ...

muss (ich) wissen, was ich tue, wenn ich spreche, dass ich „in Gottes Hand“ bin. Ich muss wissen, welchen Realitäten ich ins Gesicht schlage, wenn ich einen solchen Satz sage. Das Zuviel an Sprache und die zu rasche Sprache ist aber nicht mehr un-

6 Fulbert Steffensky, *Feier des Lebens*, 61.

7 A. a. O., 62.

8 A. a. O., 63.

ser Hauptproblem. Wir haben es damit zu tun, dass wir in den Krisen unseres Lebens stumm und unpathetisch geworden sind. Stumm, weil wir nicht mehr sagen können, wozu etwas gut ist und wozu die Krankheit „dient“.⁹

Damit aber ist das Ertragen der Krankheit und die Erträglichkeit der Krankheit kaum noch gegeben.

Für den Seelsorger reicht es nicht, wenn er sich nur als empathischer Zuhörer versteht und die Aufgabe des Deutens scheut. *Pierre Dubied* sieht darin sogar einen unverantwortlichen Rückzug mit schwer wiegenden Folgen für den Pfarverband sowie ein Armutszeugnis für die Theologie.

Dieser Rückzug scheint mir für etwas anderes symptomatisch zu sein, nämlich für die Hemmung, die Identität des Interpreten zu übernehmen. Ist aber auch diese Identität abgelegt, dann bleibt kein seelsorgerliches Proprium mehr. Man mag sich dann darüber wundern, dass Menschen, die zuhören, nur schwer dem Verdacht entgehen können, sie würden das, was sie tun, immer etwas weniger oder weniger kompetent tun als andere Berufsleute, etwa Psychologen, Psychotherapeuten und Sozialarbeiter ... Die Undeutlichkeit der Pfarrerrolle hat auch Rückwirkungen auf die Theologie selbst. Wenn die Pfarrer nur noch professionell zuhören wollen, dann vielleicht deshalb, weil sie nichts Spezifisches mehr zu sagen haben, das außerhalb ihres eigenen Überzeugungssystems gehört und verstanden würde. Und hinter diesem Scheitern verbirgt sich das Scheitern der Theologie. Daher der Verlust des theologischen und beruflichen Gerüsts der Pfarrer-Identität zugunsten einer Verschwommenheit, die häufig aus eilends zusammen gebastelten Bruchstücken besteht, zuweilen – selten genug – glanzvoll ist.¹⁰

Um zu verstehen, wie es dahin kommen konnte, ist ein kurzer Rückblick auf die Entwicklung der Seelsorgekonzepte in den vergangenen fünfzig Jahren nötig. In den 60er und 70er Jahren war es, in Abgrenzung zur dialektischen Theologie, zu einer

9 A. a. O., 66.

10 Pierre Dubied, *Die Krise des Pfarramts als Chance der Kirche*, 134.

Seelsorgebewegung gekommen, die sich stark an der Psychologie orientierte.

Es waren die Jahre der großen Auseinandersetzungen zwischen dem verkündenden Ansatz der *kerygmatischen Seelsorge* und einem therapeutischen Ansatz der *beratenden Seelsorge*. Die kerygmatische Seelsorge, für die die dialektische Theologie die Grundlagen lieferte, verstand Seelsorge als die „Ausrichtung des Wortes Gottes an den Einzelnen“. Die Nöte und Sorgen der Menschen wurden zwar ernst genommen, aber grundsätzlich im Horizont des Wortes Gottes gedeutet, durch das der Mensch zur Umkehr geführt werden sollte.

Wesentlich und viel kommentiert war damals der sogenannte „Bruch“ im seelsorgerlichen Gespräch, der Wechsel also von den menschlichen Themen zur transzendenten Ebene. Nach einer langen Phase des Hörens hatte der Seelsorger den Zuspruch des Evangeliums anzusagen, denn er verstand sich auch in der Seelsorge als Prediger.

In Abgrenzung dazu orientierte sich die beratende Seelsorge am Menschen und seinen Fragen, vor allem an seinen Konflikten und Krisen, die sie lösen helfen wollte. Sie übernahm von der Psychologie deren Ansätze und Methoden, vor allem aus der Psychoanalyse und Gesprächspsychotherapie. Von Therapeuten bezog man die methodischen Konzepte, mit ihm teilte man zentrale Hypothesen der Anthropologie.

Zum Leitbild für eine gelingende Seelsorge war unbestreitbar der Therapeut geworden, der sich um leidende, sozial, psychisch und religiös gestörte Menschen bemühte. Ob die Gegenwart Gottes dabei thematisiert wurde, war nicht entscheidend. Die christliche Gesinnung und die kirchliche Verankerung des Seelsorgers wurden als hinreichend angesehen.

Seit den 90er Jahren hat sich diese Dominanz der Psychologie relativiert. Es begann sich die Erkenntnis durchzusetzen, dass Seelsorge mehr ist als „Psychotherapie im kirchlichen Kontext“ (Dietrich Stollberg). Seither bekommen religiöse Themen wieder mehr Raum.

Solch Paradigmenwechsel dürfte sich nicht allein mit dem Generationenkonflikt erklären lassen, in welchem sich jüngere

Pfarrer vom Seelsorgeverständnis ihrer Väter emanzipierten. Vielmehr wurde diese Wende durch die grundsätzliche Frage nach dem Rahmen und dem Ziel seelsorglichen Handelns im Kontext der modernen Kultur ausgelöst.

Mittlerweile ist es weithin zum Konsens geworden, dass die kirchliche Seelsorge ...

in besonderer Weise herausgefordert (ist), sich nicht auf ein vermeintlich weltanschaulich neutrales Gesprächsterrain zurückzuziehen, sondern die spezifischen Sinnformen und Ressourcen religiöser Kommunikation sensibel und differenziert zu nutzen. Christliche Sinnformen wie Gebete, Psalmen, Lieder stellen eine poetische und erfahrungsgesättigte Sprache zur Verfügung, die individuelle Erfahrung erschließt und zugleich transzendiert. Individuelle Erfahrungen werden mit überindividuellen Sinnzusammenhängen verbunden.¹¹

In den zurückliegenden Jahren wurden eine Reihe neuer Konzepte lanciert, etwa eine *Alltagsseelsorge* oder eine Seelsorge im Blick auf die jeweils fragmentarische Lebensgeschichte, eine *Systemische Seelsorge* sowie Ansätze, die Bibel wieder bewusst ins Spiel zu bringen. Hinzu trat eine Differenzierung im Blick auf bestimmte Zielgruppen (Kinder, ältere Menschen, Kranke, Trauernde) und Praxisfelder, wie Krankenhauseselsorge, Notfallseelsorge, Bahnhofsseelsorge usw. So zeigt sich gegenwärtig eine Pluralität, die insgesamt eine Tendenz zu mehr geistlicher Seelsorge und christlichen Themen erkennen lässt.

Dieser Paradigmenwechsel hat uns wieder ins Bewusstsein gerufen, dass Seelsorge „nicht Teil des Gesundheitssystems, sondern des Religionssystems“ ist. (Isolde Karle)

In der gegenwärtigen Landschaft finden sich Ansätze für eine interkulturelle, eine feministische oder nicht kognitive Seelsorge. Es gibt Modelle für die Arbeit mit religiösen Symbolen (J. Scharfenberg), mit Gefühlen (H. Schmitz), mit Körpertherapien (P. Schellenbaum) oder mit der Macht des Heiligen (M. Josuttis).

11 Isolde Karle, Der Pfarrberuf als Profession, 221.

Auffallend in dieser Vielfalt sind zwei Beobachtungen: Zum einen gewinnt der Alltag wieder größere Bedeutung, zum anderen zeigt sich eine stärkere Gewichtung der spirituellen Dimension.

Die neuen Konzepte sind weniger auf die Krisen der Menschen ausgerichtet, sondern auf deren normalen Alltag mit seinen jeweiligen Zumutungen. Sie wollen weder Therapie noch Verkündigung sein, wohl aber Lebenshilfe, die sich aus beiden Bereichen nährt.

Jenseits dieser konzeptionellen Vielfalt steht die sogenannte *Systemische Seelsorge*, wie sie vom *Berner Christoph Morgenthaler* favorisiert wird. Dabei soll der Mensch „systemisch“, das heißt in seinen Beziehungen wahrgenommen werden. Probleme oder Sachverhalte werden nicht mehr linear oder kausal betrachtet, sondern als vernetzt in einem komplexen Wirkgefüge.

Damit wird Abstand genommen von dem Versuch, den anderen direkt zu beeinflussen oder auch nur zu meinen, wissen zu können, was dieser braucht. Das „System“, in das der Betroffene eingewoben ist, wird als sich selbst organisierend betrachtet. Jede Deutung ist dann nur eine Hypothese, denn alles kann immer auch ganz anders sein oder sich ganz anders entwickeln. Seelsorger können hier nur Anstöße geben, die das System in seinen eingespielten Bahnen stören, damit es sich neu und anders organisiert. Es geht somit weniger darum, Probleme durchzuarbeiten als kreative Ideen zu entwickeln.

Dieser Ansatz ist durchaus spannend, dürfte aber in der Praxis nicht jeden Pfarrers Sache sein. Hingegen halte ich die neue spirituelle Ausrichtung der Seelsorge für geeignet, um von der Mehrheit der Pfarrer angenommen und praktiziert zu werden. Religiöse Elemente, wie Gebet, Segen, Lieder und Beichte, werden vor allem in der *energetischen Seelsorge* (*M. Josuttis*) als geeignete Zugänge verstanden.

Auch der Bibel kommt im Seelsorgegespräch neue Aufmerksamkeit zu. Sind wir damit wieder dort, wo die dialektische

Theologie mit ihrer kerygmatischen Seelsorge war? Ja und nein. Ja, weil die biblische Botschaft wieder gesagt werden soll. Nein, weil die Bibel nicht zur abstrakten Verkündigung jenseits der konkreten Lebenssituation dienen soll, sondern zu überraschenden und lebensnahen Entdeckungen führen will. Eher beiläufig sollen ihre Schätze wiederentdeckt und ausgespielt werden.

Das neue Interesse an der Bibel erklärt sich aus der Frage nach dem spezifisch Christlichen in der Seelsorge. Bereits in den 70er Jahren hatte *Helmut Tacke* geltend gemacht, dass die biblischen Texte selbst ein therapeutisches Potenzial enthalten. In den 90er Jahren hatte dann *Peter Bukowski* diesen Ansatz weiterentwickelt.¹²

Im Unterschied zum kerygmatischen Konzept der dialektischen Theologie sollen die biblischen Texte das Gespräch nicht abschließen, sondern neu eröffnen.

Der biblische Text soll ein neues Spiel ermöglichen, oder um das Bild weiterzuführen: Die Karten des vorliegenden Settings sollen neu gemischt werden. Wir können mit einer Geschichte eine neue Sichtweise ins Gespräch bringen, aber wir dürfen nicht das Thema wechseln!¹³

Der biblische Text soll einen bewusst beiläufigen Charakter haben. Kurz soll er sein und nicht predigend, vielmehr soll er experimentell eingebracht werden. So könne er die ihm eigene Dynamik entfalten.

An Beispielen aus der Praxis schildert Bukowski anschaulich und überzeugend, wie es gelingen kann, mithilfe biblischer Worte eine neue Sichtweise und Deutung in die jeweilige Konfliktlage einzuspielen. Daraus können sich durchaus neue Wahrnehmungs- und Handlungsperspektiven ergeben.

12 Die Bibel ins Gespräch bringen. Erwägungen zu einer Grundfrage der Seelsorge, 1994.

13 Zitiert nach Meyer-Blanck, Studien- und Arbeitsbuch Praktische Theologie, 153.

In ähnlicher Weise hat *Isolde Karle* das „semantische Störungspotenzial“ biblischer Texte betont. Die Bibel konfrontiere mit einem Wirklichkeitsverständnis, das die alltäglichen Wahrnehmungsmuster und Zuordnungen stört. Darin liege ihre kreative Kraft. Sie soll nicht als Verkündigungs-, sondern als Entdeckungspotenzial für das seelsorgliche Gespräch dienen. Damit bekommen biblische Texte eine neue, nämlich eröffnende Funktion.

Dass die Chancen für eine Wiedergewinnung der Bibel gut stehen, liegt auch am Neuigkeits- und Überraschungswert, den ihre Texte heute haben.

Die Fähigkeit von biblischen Texten, die Wahrnehmung zu verändern, steigt mit der Abnahme ihrer Bekanntheit ... Das Gespräch mit dem Pfarrer hat über psychologische Dimensionen hinaus etwas Spezifisches zu bieten, was es sonst (in der therapeutischen Szene) nicht gibt ... So wird man sich heute eher wundern, dass der Seelsorger auch noch etwas anderes kann, als zuhören und sich zuwenden, nämlich Impulse setzen. Die veränderte Erwartungshaltung kann zu neuer Aufmerksamkeit führen.¹⁴

Auch *Manfred Josuttis* sieht in diesem Ansatz ein großes Potenzial:

Wenn man auf diesem Weg weitergeht, dann wird man über den Beitrag der Bibel für die Seelsorge freilich noch mehr sagen müssen. Die Worte der Heiligen Schrift bringen nicht nur neue Wahrnehmungsmöglichkeiten und verschüttete Sprachformen in eine schwierige Situation. Sie befördern die Einsicht, und sie erschließen Gefühle, weil sich in diesen Worten eine Macht manifestiert, die über den hermeneutischen und emotionalen Horizont weit hinausreichen. Das heilvolle Wort löst eine Veränderung aus, nicht weil es mit Normen konfrontiert, sondern weil es Kräfte vermittelt. Es versetzt Menschen, sachgemäß eingegeben, in eine Bewegung, deren Dynamik sie kognitiv und emotional lange Zeit gar nicht erfassen. Was in der überlieferten Übung, an den Schwellenstationen des Lebens einen Bibelvers zu platzieren,

14 Meyer-Blanck, Studien- und Arbeitsbuch Praktische Theologie, 155 f.

»Ich muss manchmal innehalten«, sagt Pfarrerin P., »in den Spiegel schauen und mich fragen, wer ich bin.« Mitten im Alltagsstress, im Nebeneinander verschiedener Rollen, in Konfrontation mit Gegenwinden aus Gemeinde und Gesellschaft, sind Selbstvergewisserungen notwendig. Freilich nicht nur vor dem Spiegel, sondern ebenso in den Gesichtern der Menschen, an die der Pfarrerberuf seine Vertreter weist. Und schließlich und immer wieder in der Bibel.

Dieses Buch ist so eine Einladung zum Innehalten. Es ist auch noch viel mehr. Sorgfältig recherchierte Signaturen des Berufs und der Berufung, PfarrerIn zu sein, werden dargestellt und bewertet. Namhafte Praktische Theologen kommen zu Wort. So wird das Buch zu einer Orientierung für Berufsanfänger, Studierende sowie für junge Leute, die sich mit dem Gedanken tragen, Pfarrer zu werden.

Der Autor

Herbert Pachmann ist evangelischer Pfarrer in Dübendorf/Zürich.

ISBN 978-3-525-63023-5



www.v-r.de